

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumerirt auf dieses Heftblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlth. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 61.

Berlin, Montag den 22. Mai

1837.

Italien.

Torquato Tasso's Handschriften in Rom.

Erster Artikel.

Man hat bereits vor längerer Zeit erfahren, daß eine Menge ungedruckter Gedichte und anderer Papiere Torquato Tasso's und mehrerer in seine Lebensschicksale verflochtener Personen sich im Besitze des Grafen Alberti zu Rom befinden. *) Nach vieljährigem Harren hat derselbe sich endlich entschlossen, eine Auswahl dieser Dokumente, mit geschichtlichen Erläuterungen versehen, durch den Druck bekannt zu machen. Das erste Heft liegt vor uns, **) bevor wir aber auf dessen Inhalt, wie auf diese Manuscripte im Allgemeinen näher eingehen, wird es nöthig sein, in der Kürze anzuführen, was Tasso's Biographen über dessen verhängnißvollen Aufenthalt am Hofe zu Ferrara berichten.

Zu Ende des Jahres 1563 trat Torquato Tasso, der sich durch seinen drei Jahre früher erschienenen Rinaldo schon einen glänzenden Ruf erworben hatte, in einem Alter von 21 Jahren in den Dienst des Kardinals Ludwig von Este. Dessen Bruder, Herzog Alfons, feierte eben damals seine Vermählung mit Barbara von Desferreich, Tochter Kaiser Ferdinand's I.; unverheiratet waren seine beiden Schwestern Lucrezia und Eleonore, jene 1534, diese 1535 geboren, nebst Anna von Guise, Tochter jener Renée von Valois, denen religiöse Ansichten Gegenstand so vieler Zwistigkeiten waren. Eleonore war unwohl, als Tasso zu Ferrara eintraf; erst nach einiger Zeit war es ihm vergönnt, sie zu sehen. Von beiden Fürstinnen wohlwollend aufgenommen, scheint der junge Dichter sich seinen Empfindungen ohne Rückhalt hingeben und bald ein Verhältnis angeknüpft zu haben, das den Gang seines ganzen Lebens bestimmte. Zu Ende des Jahres 1570, als Lucrezia nach Urbino verheiratet ward, begleitete er den Cardinal nach Paris, verließ ihn aber daselbst, eines, wie man glaubt, durch die hugenottischen Angelegenheiten veranlaßten Mißverständnisses wegen, schon im Laufe des nächsten Jahres und kehrte nach Italien zurück, erst nach Rom, dann nach Ferrara, wo der Herzog ihn auf die Bitte der Prinzessinnen unter die Zahl seiner Edelleute aufnahm. Hier vollendete er größtentheils das Beskreite Jerusalem. Die ersten Unannehmlichkeiten am Hofe begannen um 1573. Tasso, leidenschaftlich, reizbar, eifersüchtig, unflät, vergaß in Dingen, welche sich auf seine geheimsten Herzens-Angelegenheiten bezogen, die nöthigste Vorsicht. Halbe Entdeckungen gaben Veranlassung zu ärgerlichen Ausstritten. Eines Abends — es war der 17. Juni 1577 — wurde Tasso in den Gemächern der Herzogin Lucrezia, die sich wieder in Ferrara befand, verhaftet und im Palast selbst bewacht. Nach einigen Tagen nahm Alfons ihn mit sich nach seiner Villa del Riguardo; von dort wurde er am 11. Juli, als ein Geisteskranker, der sich heilen lassen müsse, in das Kloster S. Francesco gesandt, entließ am 20. Juli, kehrte im März des folgenden Jahres nach Ferrara zurück, entfernte sich zum zweitenmal heimlich 3 Monate später, traf am 23. Februar 1579 wiederum in Ferrara ein, und wurde bald darauf in das Irrenspital S. Anna eingesperrt, das er erst im Juli 1586 verließ.

Es ist unnöthig, hier ein oft behandeltes Thema wieder zu berühren und von Tasso's Intriguen mit der Gräfin Laura Peperara von Mantua, mit der Gräfin von Scandiano und anderen Frauen zu reden. Aber es kommt darauf an, festzustellen, daß des Dichters Leidenschaft für die Prinzessin Eleonore von Este Erwidderung fand und die Ursache des Vorgebens seines Wohnsitzes und seiner siebenjährigen Gefangenschaft war. Was der Biograph Scraffi wohl wußte, aber aus ängstlicher Rücksicht auf alle Weise zu umgeben sucht; was Rosini in seinem etwas weischweifigen aber sehr lesenswerthen Saggio sugli amori di Torquato Tasso, e sulle cause della sua prigionia auf eine, wie uns dünkt, überzeugende Weise darthut, wird durch die schon genannten Handschriften ganz außer Zweifel gestellt. Es würde zu weit führen, wenn wir hier von Tasso's Gedichten an die Prinzessin ausführlich reden wollten. Manche derselben, deren Urschrift vorliegt, sind gedruckt; viele sind nie bekannt geworden. Man weiß, daß ein Theil der Poesieen, unvorsichtigerweise vom Dichter Anderen mitgetheilt, ver-

breitet und selbst gedruckt wurden, daß man ihnen zum Theil schon damals, zum Theil später, falsche, manchmal lächerliche Ueberschriften gab, um persönliche Verhältnisse nicht zu sehr bloßzustellen. Ueber diesen Umstand verbreitet Rosini sich mit dem nöthigen Detail. Die Eigenschaften, welche man in Tasso's längstbekannten lyrischen Gedichten findet, treten uns auch in diesen wieder entgegen; neben der Ueberkünstelung, dem Pomp der Worte, dem Aufwand an Metaphern und Allegorien, welche im Allgemeinen die Italiänische Lyrik bezeichnen, wahrer Ausdruck des Gefühls, Leidenschaft, überraschende Gegensätze und Pointen, und große Meisterschaft des Verses und der Sprache.

Mehrere, die über Tasso geschrieben, haben sein Verhältnis zu Eleonoren in Zweifel gestellt oder wohl ganz gelugnet, dagegen ein solches zu ihrer Schwester angenommen. Daß er zu der Zeit, wo er die Erstere kennen lernte, gegen Lucrezia's Reize nicht gleichgültig war und ihr auch nachmals zu huldigen fortfuhr, geht aus diesen Manuscripten hervor, so wie die Art und Weise, wie Eleonore in ihren Briefen sich ausdrückt, darauf hindeutet. Wie die meisten Frauen ihrer Zeit, waren die Prinzessinnen in weiblichen Arbeiten sehr geschickt. Lucrezia verfertigte einst für den Dichter eine Stickerei, von welcher später noch die Rede sein wird, und deren hier nur gedacht werde, um zur Erläuterung eines der Briefe Eleonoren's zu dienen, welche sich durch eben so große Feinheit des Gefühls, wie Schärfe des Verstandes, durch Klarheit und Anmuth vor allen auszeichnen und zum Theil wahre Meisterwerke sind. Nachdem Tasso sich die Gunst der Prinzessin erworben, scheint es an Mißverständnissen zwischen ihnen nicht gefehlt zu haben: man lese nur den bei Scraffi (S. 180) mitgetheilten Brief des Dichters an Eleonoren, mit welchem er am 3. Sept. 1573 von der Villa Castel Durante aus, wo er lange Zeit in Lucrezia's Nähe verweilte, das merkwürdige Sonett: Sdegnò, debil guerrier begleitet. Einst sandte er der Prinzessin in seinem Unmuth („per alcuni particolari dei quali non occorre far molto“) ein Büchlein Boccaccio's „Il Labirinto d'Amore“ zum Lesen. Nach einiger Zeit stellte diese es ihm wieder zu, mit einer von ihrer Hand gefertigten Decke, deren Stickerei den Porticus der Villa von Consondoli am Po darstellt, welche Eleonoren's Lieblings-Aufenthalt war, und wo Tasso mit ihrer glücklichen Tage verlebte und wahrscheinlich die Episode seiner Gerusalemme, welche die Geschichte Dliad's und Sophronien's enthält, gedichtet hatte. „Ich sollte zwar“, schreibt sie ihm dabei, „Euch ein Buch nicht wieder zustellen, das zur Ehre meines Geschlechts nie hätte geschrieben werden dürfen; aber indem ich es thue und es selbst ausschmücke, folge ich der Vorschrift des Evangeliums. Böses mit Gutem zu vergelten. Freilich bin ich in Handarbeiten nicht so geschickt wie meine Schwester Lucrezia, welche so schöne Dinge zu verfertigen und sie Euch so werthvoll zu machen versteht (— e sà renderle tanto gradite a V. S.).“ Tasso, der sogleich ein Madrigal in das Büchlein hineinschreibt und der Geschicklichkeit der Prinzessin, vor welcher Arachne verstumme, wie der Wunde gedenkt, die seinem Herzen die Hand geschlagen, welche das blinde Labirinth so schädlich mache, daß nur der Tod ihn daraus befreien könne, greift dies in seiner Antwort auf und bemerkt, Lucrezia's Geschenk sey ihm so willkommen, „perché vien dalla mano d'una Sorella di Vostra Eccellenza.“ In mehreren Briefen finden sich deutliche Spuren von Eifersüchteleien. — Eleonore schreibt, berichtet, rath ihrem Geliebten in Angelegenheiten aller Art, während er sich in Pesaro, in Rom und anderwärts befindet. Sie giebt ihm Nachricht von Gefahren, die ihn von Seiten der Inquisition bedrohen. Sie tadelt ihn mehr denn einmal wegen seines Benehmens. Sie giebt ihm (1572) den Rath, ihrem Bruder Alfons sein Gedicht zu widmen, worauf er sogleich eingeht und eine Dedications-Dittade niederschreibt, die er später bedeutend umänderte, deren erster Entwurf aber nicht minder interessant ist. — Tasso scheint der Prinzessin die an sie gerichteten Gedichte jedesmal mitgetheilt zu haben. Auf einem derselben, wo er von ihrem nicht mehr ganz jugendlichen Alter — la men verde età — und ihrem unscheinbaren Auszuge redet (es ist das schöne Sonett: „Negli anni acerbi tuoi, purpurea rosa“, welches in den Ausgaben die Ueberschrift: an die Herzogin von Urbino trägt, ursprünglich aber an ihre Schwester gerichtet war), beklagt sie sich scherzend in einer Randglosse, er nenne sie „vecchia e mal vestuta.“ Selbst Verse stellte er ihr zu (worüber wir durch ihre nicht verhehlte, aber das Geständniß ihrer Schwäche enthaltende Mißbilligung belehrt werden), wie die mehr denn freien Sonette: „Prima colla heldà voi mi vinceste“ und „Donna, di me doppia vittoria aveste“, von denen Rosini mit Recht sagt, daß Pflichtgefühl, Achtung und Liebe selbst es ihm hätten zum Gesetz machen müssen, sie nicht zu schreiben.

*) Die erste Nachricht von diesem Funde haben wir bereits in Nr. 64 des „Magazins“ vom Jahre 1834 gegeben.

**) Manoscritti inediti di Torquato Tasso, ed altri pregevoli documenti per servire alla biografia del medesimo, posseduti ed illustrati dal Conte Mariano Alberti, e pubblicati con incisioni e facsimili per cura di R. Gentilucci. Psac. I. Lucca, 1837. fol. gr.

Schon oben ist angedeutet worden, daß fremder Verrath und eigene Unvorsichtigkeit dem Herzoge das Verhältniß bekannt machten. Er führte Tasso nach Bel-Riguardo. Während des kurzen Aufenthalts daselbst trat die Krise ein. Ohne Zweifel ließ Alfons, nachdem er ihn zum Geständnisse genöthigt, ihm keine andere Wahl, als den Tod oder die Erklärung, daß Alles, was er gesprochen und geschrieben, in Geistesabwesenheit entstanden sey. Um sich selbst und vielleicht die Ehre der Prinzessin zu retten, wählte Tasso das Letztere. Er leistete dem Herzoge einen Eid, wurde in das Kloster San Francesco gesandt „per farsi purgare“, stellte sich verückt. Alfons ließ durch einen seiner Secretaire an den Factor des Klosters schreiben: „Perchè è solito di dire ogni cosa in confessione, o trascorre in un monte di pazzie, pare a S. A. che egli stia ora peggio che mai.“ Er selbst sagt einmal in einem Briefe an den Herzog von Urbino: Alfonsen zu gefallen, habe er es für keine Schande gehalten, sich als Dritten neben Solon und Brutus zu stellen. Er mochte geglaubt haben, mit wenigen Tagen Haft werde Alles abgemacht seyn; als er sich getäuscht fand, richtete er Sendschreiben, Verse, Vorstellungen an Alfons, an die von ihm schwergekränkte Prinzessin, an mehrere Andere. Vergebens. Da übermannte ihn die Ungebuld. Er schrieb die heftigsten Dinge; man lese die folgenden Zeilen:

„Torni potevi, alto Signor, la vita,
Che del Monarchi è usurpato dritto,
Ma torni quel, che la bontà infinita
Senno mi die, perchè d'amore ho scritto
(D'amore, a cui natura e il ciel m'invita)
E delitto maggior d'ogni delitto.
Perdon chiedo, tu mel negasti: addio!
Mi pento ognor del pentimento mio.“

Nicht genug. Er sandte, ungeachtet der flehenden Bitten Eleonorens, welche von seinem Vorknaben durch ihn selber unterrichtet worden war, dem Herzog ein zersprühendes mit „Devotissimo Servo Torquato Tasso“ unterzeichnetes Sonett, welches mit den Worten:

„Giurai, Signor, ma il giuramento mio
Fu un esecrando Sacrilegio indegno“

beginnt, worin er auf seine „mente sana“ pocht und Alfonsen und Allen Trost bietet. Auf der Stelle wollte der Herzog, in Gegenwart seines Staats-Secretairs, G. B. Guarini, Tasso'n den Prozeß machen, erließ aber dann, auf Vorstellung des Genannten, den Befehl, ihn in das Irrenhaus S. Anna einzuschließen. Auf der Rückseite des Sonetts findet sich der Beschluß von Guarini's Hand mit Andeutung der Nebenumstände aufgezeichnet. Ehe ihm Folge geleistet werden konnte, entfloß Tasso am 20. Juli. Wer warnte ihn? Eleonore. Ihr Billet vom 19ten, in großer Hast geschrieben und ohne Namens-Unterschrift, ist vorhanden. „Se V. S. non ha perduto il senno“, sagt sie darin, „ha certo perduto il giudizio.“ In wenigen dürren Worten erklärt sie ihm, er habe nicht nur sich selbst durch Wort und Schrift ins Unglück gestürzt, sondern auch Andere jedes Mittels beraubt, mit Ehren sich seiner annehmen zu können. Nur augenblickliche Flucht könne ihn retten; diese werde ihm erleichtert werden, wenn er sogleich Folge leiste. — Alles dies suchen wir freilich vergebens bei den Biographen.

In einem Briefe an den Herzog von Urbino nennt Tasso seine Flucht „altretanto onesta quanto necessaria.“ Der Warnungen seiner Freunde ungeachtet, lehrte der Verblendete zweimal nach Ferrara zurück. Es ist hier nicht der Ort, über des Herzogs Verfahren zu urtheilen. Durch absichtliche Kränkungen und grausamen Hohn verwundet, durch Leidenschaftlichkeit aufs Neueste gebracht, scheint Tasso jede Rücksicht außer Acht gelassen zu haben. Eine neue schriftliche Warnung der Prinzessin, worin sie ihn beschwört, zu fliehen und auf ewig die zu vergessen, der nichts im Leben übrig bleibe, als Reue und Gewissensbisse, war vergebens. Er wurde in das Irrenhaus eingeschlossen — wie er selbst gesteht, seiner „falsa, pazze, e temerarie parole“ wegen. Wie es ihm da erging — wie unmenschlich er von dem Prior Agostino Rossi behandelt wurde, wie er aus diesem „carcer tetro“, wo er in „sordidezza e sudiciumo“ lag, Bittschriften über Bittschriften ergehen ließ, an Fürsten und Mächtige, an Freunde und Gleichgültige, selbst an Courtisanen und Hofnarren, ist nur zu wohl bekannt. Statt aller lese man seine Canzone an die Prinzessinnen: „O figlie di Renata“, wo er sie und sich auf rührende Weise daran erinnert, was er war, was er ist, wie freibeit, Gesundheit, Gesehe der Menschlichkeit für ihn nicht mehr auf dem Erdboden seyen. Eine Menge Schriften und Papiere finden sich vor, die von seinem Elend und den Leiden des Geistes und Körpers zeugen, von dem Zustand dieses einst glücklichen, gefeierten, beneideten Tasso, der sich selbst „poverissimo di denari o di roba, ma ricchissimo di guai e di malanni“ nennt, der gesteht, er habe jeden Gedanken an Ruhm und Ehre aufgegeben. Während seiner Gefangenschaft starb Madonna Eleonore am 10. Februar 1581 in einem Alter von etwa 45 Jahren — wie es scheint, ohne dem Unseligen ein Zeichen der Verzeihung gegeben zu haben. In demselben Jahre erschien zu Casalmaggiore die erste vollständige Ausgabe der Gerasalemme, womit die Buchdrucker sich bereicherten, während der Dichter in der größten Noth schmachtete. Die Bitten des Papstes, des Kaisers, der Italiänischen Fürsten vermochten nicht, des Herzogs Sinn zu erweichen. Sieben eintsechzig Jahre gingen vorüber. Den letzten Versuch machte der Herzog von Mantua, mit dessen Sohn Vincenz wie mit dem Cardinal Scivio Gonzaga Tasso sehr befreundet war. Auf dessen Vorstellung (vom 29. Mai 1586), Alfons könne unmöglich länger an den angebliebenen Wahnsinn eines Mannes glauben machen, der Verse und Prosa schreibe, wie Tasso in dem Spital, trug der Herzog, ermüdet, wie er selbst sagt, durch alle diese Bitten, durch ein in wenigen Worten abgefaßtes und auf der Rückseite des erwähnten Briefes niedergeschriebenes Rescript vom 16. Juni dem Guarini auf: Tasso's mit Beischlag belegte Papiere zu untersuchen und darüber Bericht zu erstatten, damit

man sehe, daß dieser Mann nur so auf der Erde leben dürfe, wie er jetzt lebe, und auch so nur „per nostra somma misericordia“. Aus Mitleid entfernte der Staats-Secretair die schlimmsten Dinge. Sein Bericht fiel günstig aus, und der Herzog mußte sich nun entscheiden. Am 6. Juli wurde der Gefangene in Freiheit gesetzt. Dies geht aus des Herzogs eigenhändigem Schreiben an den Prior des Spitals hervor. Ohne von Alfons empfangen worden zu seyn, verließ Tasso nach einigen Tagen Ferrara in Gesellschaft des Prinzen Vincenz und begab sich nach Mantua. Sein Brief an Guarini, welcher dieser ruckbar gewordenen Angelegenheit wegen nach etwa einem Jahre heimlich sich von Ferrara entfernte, liegt vor. Während er von seiner Dankbarkeit für einen großen Dienst redet, den er nicht namhaft zu machen wagt, deutet er auf frühere Verhältnisse und Nebenbuhlerschaft hin, zu denen die Geschichte den Schlüssel giebt.

Wir müssen zum Schlusse eilen. Bis zu Tasso's letzten Lebensjahren begleiten uns die mehrerwähnten Dokumente. Es ist bekannt, daß, als der Dichter im April 1592 von Neapel nach Rom reisen wollte, um sich zum Cardinal Aldobrandini zu begeben, die Straßen durch die Räuberbanden des Marco Sciarra besetzt waren und dieser ihn wissen ließ, er möge ohne Furcht seines Weges ziehen. Der eigenhändige, im sonderbarsten Dialekt abgefaßte Brief des Freibeuters ist nicht das uninteressanteste Stück der Sammlung. Er sagt dem „Sio Torquato“, er möge getrost seyn, seine Leute würden dem Dichter der Gerasalemme und des braven Rinaldo nichts zu Leide thun; er selbst aber würde ihm, wenn sich die Gelegenheit darböte, eine andere Behandlung zu Theil werden lassen, als der Herr Herzog von Ferrara, welcher ihn als wahnsinnig ausgeschrien habe. — Tasso hat auf der Rückseite bemerkt, er habe das Schreiben „che mi onora assai“ zu Mola di Gaeta erhalten.

Wir befinden uns in S. Onofrio. Von den Höhen des Janiculus blicken wir mit dem unglücklichen, Todtkranken, Lebensmüden, der hier, wie er sich selbst ausdrückt, seine Unterredung mit dem Himmel begann, auf die ewige Stadt hinab, die ihm, wie Petrarca, den Dichtertlorbeer erteilen sollte und von seinem Verschleiden in enger Klosterzelle erfuhr. Von hier schreibt er, gleich nach seinem Eintreffen, an seinen Gönner, den Cardinal Cintio Aldobrandini, und schildert, wie das schlechte Wetter und der strömende Regen seinen schon geschwächten Körper angegriffen, und wie dies gleichsam eine Quarantaine für ihn gewesen sey, um sich vor seinem Einkehren in die Ruhe von den ihm anklebenden irdischen Uebeln zu reinigen. Und so gelangen wir endlich zu seinen letzten Zeilen, welche er am Tage vor seinem Uebergange ins ewige Leben, der am 25. April 1595 stattfand, mit zitternder Hand und sichtbar Anstrengung geschrieben. Er dankt darin den frommen Vätern des Klosters für alle Liebe und Güte, die sie ihm während seines Verweilens unter ihnen erzeigt; er bittet, seinen kalten Leichnam mit einem einfachen Stein zu bedecken und mit der Inschrift: Torquati Tassi ossa hic jacent etc., die man noch jetzt daselbst liest, zu bezeichnen. Sollte das, was er hinterlassen, nicht zu den Kosten reichen, so bitte er den Cardinal Aldobrandini, das Fehlende hinzuzufügen zu wollen. Denn wie er in seinem Leben der unglücklichste der Menschen gewesen sey, so sterbe er als der ärmste.

Erst einige Jahre später bezeichneten die Mönche den Ort, wo Torquato Tasso ruht. Der Cardinal Aldobrandini wollte ihm ein Denkmal setzen; statt seiner that es 1608 Bonifaz Cardinal Bevilacqua von Ferrara. Die Kunst gewinnt am wenigsten bei dem großsprecherischen und geschmacklosen Monument, welches man gegenwärtig an dieser Stelle errichten will.

Wie die mehrerwähnten Handschriften auf unsere Zeit und in die Hände ihres gegenwärtigen Besitzers gelangt sind, wird, nebst einigen geschichtlichen und literarischen Details, in einem zweiten Artikel erläutert werden. In Bezug auf die obigen Bemerkungen muß hier nur noch ein Wort darüber stehen: weshalb in denselben von Tasso's Gewissensstrupeln und religiösen Zweifeln nicht die Rede gewesen ist. Daß er sich viel mit solchen quälte, daß sie zu seinen Lebensschicksalen in enger Beziehung stehen, daß er Grund zu haben glaubte, vor der Inquisition sich zu fürchten, ist außer Zweifel und wird überall bestätigt. Es dünkt uns aber und geht auch wohl aus der einfachen Erzählung des Thatbestandes hervor, daß die Haupt-Katastrophe eine ganz verschiedene Veranlassung hatte.

Alfred Neumont.

Bibliographie.

- Commedie inedite. (Lustspiele.) Von Augusto Bon. Mailand.
Comentari della rivoluzione francese. (Geschichte der Französischen Revolution.) Von Lazzaro Papi. 3 Bde. Bastia.
Corso anatomico-fisiologico. — Von Prof. Ant. Baglioni. 2 Bde. Montepulciano.
Il Dasi. — Nach Götner, von Matteo Procopio. Messina.
Descrizione geognostica della costa meridionale della valle di Messina. — Vom Prof. Carlo Gemellaro.

R u s s l a n d.

Puschkin, nach dem Urtheil seiner Landsleute.

Von N. Polewoi.

Puschkin war ein Dichter, ein großer lyrischer Dichter und ein vollkommener Repräsentant der Epoche seines Vaterlandes, in welcher er lebte.

Wir hatten bisher nur zwei solcher Dichter, Deschawin und Puschkin. Beide waren Lyriker. Wir sind noch so frisch und jung, als Hoff und als Gemeinwesen, daß Dichter anderer Gattung bei uns noch nicht auftreten konnten. Deschawin repräsentirte die Regierung Katharina's; seine Muster waren Komowosoff, Kantemir, Smarekoff, Petreff

und der Klassizismus. Puschkin war der Repräsentant der Regierung Alexander's und seines kaiserlichen Nachfolgers bis auf die neueste Zeit: als Vorbilder dienten ihm Karamsin, Schufoweti, Dmitrieff, Wasutschkoff und der Romantismus.

Die Welt rief Beide mit sich fort und veranlaßte ihren Untergang als Dichter. Beide wurden durch ihre ererbte Einbildungskraft in eine ihnen fremde Späre hineingezogen und konnten ihre Selbstständigkeit nicht behaupten. Aber Beide ragten über ihre Redenkubler empor und lieferten ein vollkommenes Gemälde ihrer Nation.

Derschawin hatte eine Menge Miteiferer; um ihn her drängten sich die Kapnist's, die Meledinetti's, und eine Anzahl von mehr oder weniger ausgezeichneten Talenten wurden seine Nachahmer. Puschkin stand allein da. Aus seinem Zeitalter beraustreten und sich über dasselbe stellen, vermochte Niemand. Sollte man das Gegentheil behaupten hören, so traue man ihm nicht. Es sind töhrende, aber leere Worte. Nur ein mächtiger Verstand, ein Genie kann die ganze Zeitbildung seines Volkes in sich tragen, kann alle seine geheimen Bestrebungen und Bedürfnisse fühlen und sie mit Wahrheit und Erfolg aussprechen; wie einem begeisterten Propheten steht ihm Alles klar vor Augen, was den gewöhnlichen Begriffen dunkel und unerklärlich erscheint.

Im Laufe von zwanzig Jahren durchlebte und durchfühlte Puschkin das ganze Leben, alle Gedanken seiner Zeit und seiner Nation. Jene Ueberreste des Klassizismus und des 18ten Jahrhunderts in seinen ersten Erzeugnissen, das unbegrenzte Jagen nach neuen Ideen, das unsystematische jugendliche Streben nach neuen Wendungen, von denen seit 1813 die Englische, Deutsche und Französische Literatur überströmte; der Abscheu gegen die verderblichen Folgen, mit denen jene Anstrengungen für den größten Theil des Westens endigten; dann der Gedanke an eigene Selbstständigkeit, an Volkseibthümlichkeit, Nordische, Morgenländische, Russische; Versuche, diesen Gedanken in die Literatur einzuführen; die Nothwendigkeit der verschiedenartigsten Thätigkeit, die Uebergänge zum Drama, zu Erzählungen, zum Roman, zur Geschichte, zur Volkssage; der ewige Zweifel daran, sich dem gewöhnlichen Verstande begreiflich gemacht zu haben; ein ununterbrochenes Streben nach Vorwärts, die davon unzertrennliche Ermüdung und eine beständige Unzufriedenheit mit sich selbst und Anderen — spricht dieses Alles nicht für ein seinem Zeitalter vorausseilendes Genie? So war Puschkin.

Was hat er geleistet?

Ist es etwa keine Riesenerleistung — in sich selbst seine Zeit und sein Volk im poetischen Gewande darzustellen? Mußte nicht ein erhabenes Gefühl für seine Mitwelt in dem warmen Herzen unseres Dichters schlagen? Mußte nicht alles Schöne und Ruhmvolle Anklänge in seinem Gemüthe finden? Vermag man Alles herzuzählen, was Puschkin in seinem Leben Hohes und Begeistertes dachte und sagte? Man rufe sich Alles zurück, was man bei Lesung seiner unnachahmlichen Verse fühlte.

Ja, unnachahmlich! Wenn wir Alle nicht mehr sind, wenn unsere Herzen erkalten seyn und neue Zeiten, neue Ereignisse, neue Eindrücke das Gefühl der Russen beherrschen und die Begriffe und Ereignisse, welche Puschkin begeisterten, in fernen Hintergründen stellen werden, auch dann noch wird er ein großer Schriftsteller seyn, dem vielleicht eben so ausgezeichnete Talente, aber niemals getreue Nachahmer folgen werden. Das, was er für Russische Poesie gethan hat, kann unmöglich nachgeahmt werden. Die hauptsächlichsten Zeitbedürfnisse seines Volkes getreu schildernd, bediente er sich in seinen Gesängen einer reinen, gründlichen, lebendigen Sprache, und diese ward die Sprache unserer ganzen Poesie. Auf sein Zauberwort warf sie, von einem Ende Rußlands bis zum anderen, ihr altes Gewand ab und kleidete sich neu und rein. In fünfzig Jahren, in einem Jahrhundert kann das Nämliche geschehen; man kann auch dann zu seinen Zeitgenossen mit lebendiger Sprache reden, das heißt, so wie Puschkin, und man wird ein Puschkin seiner Zeit seyn. Aber das ist nicht leicht. Eine der kostbarsten Eigenschaften Puschkin's war sein unaussprechlich feiner und richtiger Geschmack. Sein Ohr, seine Zunge, seine Feder fühlten schon in der Ferne, was im Russischen nicht wohlklingend, nicht angenehm, nicht passend war. Er ließ sich zwar zuweilen Nachlässigkeiten zu Schulden kommen, die als Widersprüche jenes feinen Gefühls für die Schönheit der Sprache seiner Zeit erscheinen; er gab sie aber auch nicht als Muster aus und nannte sie selbst Nachlässigkeiten. Wir sprechen hier nur von Puschkin's Verse. Der ungeheure Schritt, den er unsere Poesie eben so leicht als schnell vorwärts machen ließ, bleibt für immer sein größtes Verdienst und giebt ihm das erste Recht auf Unsterblichkeit und auf die Dankbarkeit der Russen. Und die Folgen dieses Verdienstes, das ihm persönlich gehört und für einen einzelnen Mann hinreicht, sind außerordentlich wichtig und nicht zu zählen. Aber nicht Jeder erkannte dieses Verdienst, das bald fast gänzlich vergessen wurde. Erstaunt über ihn, erwarteten wir unaussprechlich neue, noch glänzendere Erzeugnisse und forderten am Ende von Puschkin mehr, als ein einzelner Mensch leisten kann. Wir waren ungerecht. Unsere überspannten Forderungen waren Schuld daran, wenn er uns nicht immer befriedigte.

So lange er lebte, so lange wir ihn unter uns sahen, vergaßen wir den Puschkin, wie er in der Gegenwart war, und blickten auf zu ihm, wie auf einen Zukünftigen. Aber gerade dieses Verlangen einer ganzen mächtigen Nation, diese Besorgniß Aller für Einen, diese allgemeine Erwartung, daß der Dichter, im stürmischen Fluge seines Genies über Felsen und Abgründe, jedes neue Bedürfniß unseres Verstandes und unseres Herzens befriedigen würde — ist der Maßstab von Puschkin's Genie. Auf ihn, nur auf ihn bezogen sich unsere Forderungen und Erwartungen; nur für ihn allein zitterten wir und waren wir besorgt. Andere sangen oder, wenn es ihnen beliebte, schrieben, aber Niemand hinderte sie daran, zu singen und zu schreiben, was und wann sie wollten! Ruhig können auch jetzt, noch Puschkin, Andere singen und schreiben, weil in Rußlands poetischer Welt, ihn allein aus-

genommen, wir für Niemanden besorgt sind und von Niemanden etwas hoffen.

So stand Puschkin der Dichter im Rußland seiner Zeit. Man blicke um sich her; einen zweiten Puschkin giebt es nicht mehr unter den fünfzig Millionen unserer Nation! In Rußland ist der Stoff für alles Große vorhanden. Es wird wieder ein Puschkin erscheinen; noch besser, noch schöner, aber wir jetzt Lebenden — haben keinen zweiten Puschkin. Dies erklären wir, seine Zeitgenossen und Nachkommen werden es bestätigen.

Und an dem Grabe eines solchen Mannes — da wir den Reichtum der Kräfte kennen, die in seinem gläubenden Gemüthe, in seinem glänzenden Geiste lebten — da seine Existenz eine verfehlte (?) war und mit Vernichtung unserer Hoffnungen endigte — wie sollten unsere Herzen nicht brechen, wie sollten wir nicht weinen — nicht weinen, sondern unsterblich weinen?

Es wäre unmöglich. Mögen diese wenigen dem Herzen unwillkürlich entströmten Worte, mögen sie zeigen, daß, wenn wir auch nicht im Stande sind, unsere Gefühle vollkommen auszusprechen, wir es wenigstens gewünscht haben. Das Gefühl für das Beste und für den herben Verlust der Russischen Literatur in Puschkin lebt in unserer Seele. Worte der Trauer sind flüchtig, wenn sie auch jetzt das Herz erschüttern, dem ein aufrichtiges, ungeheucheltetes Mitgefühl nicht fremd ist. Worte bedeuten wenig. Sollten wir das Grab unseres großen einzigen Dichters einsam der Vergessenheit überlassen?

Rußlands Kaiser, dessen große Seele alle Hochgefühle Rußlands in sich aufnimmt, der zuerst sich freute über Rußlands Freude und zuerst in unser Aller Namen trauerte, Rußlands Paar zeigte auch hier, durch seine väterliche Vorsorge für Puschkin, in den letzten Augenblicken seines Lebens und durch seine der Wittve und den Waisen des Dichters erwiesenen Wohlthaten, wie groß unser Verlust war. Die Kinder unseres Puschkin werden auf kaiserliche Rechnung erzogen werden und empfangen bereits, mit ihrer Mutter zusammen, die Bewilligung eines Jahresgehaltes von 11,000 Rubel. Der Kaiser bezahlte alle Schulden Puschkin's und löste dessen verpfändete Besitzungen aus. Für seine Rechnung läßt der Kaiser eine vollständige Ausgabe von Puschkin's Werken in 10,000 Exemplaren drucken und schenkt sie seiner hinterlassenen Familie, was für die Waisen ein Kapital von 300,000 Rubel bildet. Sollten wir, seine Kinder, und als solche die Brüder der Waisen Puschkin's, nichts thun, um das Andenken unseres Dichters zu ehren? Die persönlichen Freunde des Verstorbenen, unter der Leitung des edlen Schufoweti, haben es übernommen, die Zeitschrift Puschkin's, „der Zeitgenosse“, fortzusetzen und die Einnahme den Waisen zu überlassen. Unsere Pflicht ist es auch, unsererseits zur Erinnerung an Puschkin ein Denkmal zu begründen, würdig seines Ruhmes und der Ehre Rußlands. Noch unterblieb kein gutes Unternehmen wegen nicht erfolgter Bestätigung unseres guten Kaisers! Möge ein Jeder von uns, der Puschkin's Genialität zu schätzen wußte, Theilnehmer an einem ihm auf seinem Grabe zu errichtenden Denkmale seyn! Unsere Künstler werden unseren Wunsch mit Begeisterung vernehmen, und auf dem Grabe des Dichters wird ein Denkmal aus Marmor oder Bronze Zeugniß davon geben, daß Puschkin's Verdienste von seinen Zeitgenossen anerkannt wurden. Laut wird das Herz des Jünglings schlagen, wenn er dieses Denkmal erblickt, und in stilles Nachdenken der Wanderer versinken, der sich den ehrwürdigen Mauern des einsamen Swätogorskischen Klosters nähert, wo die unvergeßlichen Ueberreste des ersten Dichters unseres theuren Vaterlandes ruhen! (h. A. 4.)

Bibliographie.

- Die Rechte des Russischen Bürgers. Von Victor Lebedeff.
 Mathematische Geographie. Von Alexander Dodoboffski.
 Undine, von W. Schufoweti.
 Alexandriade. Gedicht von Kaschkin.
 Gedichte eines jungen Tscherkessen.
 Rogueda. Romantisches Gedicht von Iwan Alätrinski.
 Die zwei Maetenbälle. Eine Sage.
 Trinofajeff's Versuche.
 Hamlet, übersetzt in Versen, von N. Polewoi.
 Vorlesungen über Literatur, vom Professor J. Dawidoff.
 Pferde-Kennen-Kalender des Lebedjan'schen Pferde-Kennen-Vereins.
 Uebersicht der Russischen Besitzungen im Kaukasus, in statistischer, ethnographischer, topographischer und finanzieller Beziehung; herausgegeben auf Allerhöchsten Befehl. 4 Theile.
 Episode aus der Herrschaft Biron's. Geschichtliche Novelle von A. W.

England.

Der Spleen-Klub.

Es sind ungefähr fünfzig Jahre her, daß ein Dugend vom Spleen ergriffener Gentlemen den Gedanken faßte, einen eigenen Klub zu gründen. Kaum aber wußte man in London, daß dem Spleen ein Tempel errichtet sey, als sich schon zahlreiche Liebhaber präsentirten, die in diese angenehme Gesellschaft entschlich gelangweilter Menschen aufgenommen seyn wollten. Die Begründer zeigten sich indessen sehr streng in der Auswahl. Der Klub öffnete sich nur dem allervornehmsten Spleen. Um aufgenommen zu werden, mußte man in der Welt eine glänzende Stellung einnehmen und den Spleen durch ausgezeichnetes Unglück, durch fashionable Langeweile, durch ganz besondere Launen des Schicksals sich erworben haben. Außerdem mußte man beweisen, daß das Uebel unheilbar sey und den kräftigsten Mitteln, der gründlichsten Behandlung widerstanden habe. Dann mußte auch jeder in den Reden Aufgenommene eine bedeutende Summe in die Bundes-Kasse fließen lassen. Diese lästigen Bedingungen machten, daß sehr wenig Kandidaten gewählt wurden, und daß die Zahl der Mitglieder des Klubs auf dreißig beschränkt blieb.

Nachdem der Spleen-Klub konstituiert war, vereinigten sich die dreifig Hypochondristen, aus welchen er bestand, in feierlicher Sitzung, um sich zu verständigen und über den Zweck und die Absichten der Gesellschaft zu beraten. Jeder nahm seinerseits das Wort mit melancholischer Stimme und nach einer, wenn auch nicht lebendigen und belebten, doch wenigstens ernstlichen und tiefstänigen Verhandlung, entschied man, daß man, um der öffentlichen Meinung und der Moral, welche das natürliche in dem Bewußtsein der Menschen liegende Gesetz, die Richtschnur für Sitten und die Regel der Tugend sey, zu genügen, vor allen Dingen daran denken müsse, den Spleen zu bekämpfen und die Menschheit von dieser tödtlichen Krankheit zu befreien. Hohe Preise wurden den Philosophen, den Ärzten und den Physiologen ausgesetzt, welche Abhandlungen über diese wichtige Materie schrieben, noch ungedruckte Beiträge lieferten und heilsame Mittel auffanden. Man bestimmte beträchtliche Summen für diejenigen, welche neue Vergnügungen und Zerstreuungen entdeckten, während die bekannten Vergnügungen mit allerlei neuen Erfindungen ausgestattet wurden. Jeden Tag waren Feste, Schauspiele, Gastmähler, Erinnerungsfeiern an Marcus Antonius, an Lucullus, an Nero und an alle berühmte Schlemmer des Alterthums und der neueren Zeiten. Aber vergebens: die Philosophen und Doktoren fanden nichts Neues, nichts Wirksames, und der Spleen widerstand allen Versuchungen.

Eine zweite feierliche Sitzung fand statt; mehrere Mitglieder des Klubs behaupteten, daß ihr Spleen seinen höchsten Grad erreicht habe, daß ihnen das Leben unerträglich sey, und daß, da es kein anderes Mittel gebe, das Beste wäre, so bald als möglich zu sterben; sie schlugen einen allgemeinen Selbstmord vor, indem sie sich alle zusammen in den Fluß stürzten oder sich bei einem Gastmahl in corpore vergifteten. Die Gemäßigten erhoben sich gegen dieses gewaltsame Mittel: eine solche Maßregel würde einem tödtlichen Stolz zugeschrieben werden, man würde darin nur die Absicht gewahren, Effekt zu machen, und den Narren Stoff zum Gespräch geben. Indes Keiner, selbst die Vernünftigen nicht ausgenommen, erhob sich gegen den Selbstmord; Jeder betrachtete ihn als eine letzte Zuflucht, wenn er der Last des Lebens müde wäre. Man kam demnach ohne Opposition überein, daß der Selbstmord den Mitgliedern des Klubs erlaubt werden solle, nicht aber ein plötzlicher und allgemeiner Selbstmord, welcher wie ein unüberlegter Entschluß der zur Verzweiflung getriebenen Langeweile aussehn könnte, sondern ein regelmäßiger, methodischer, bedachter, mit allen Zeichen der vorherigen Ueberlegung ausgeführter, durch die Zustimmung der ganzen Gesellschaft beifällig angenommener Selbstmord. Demzufolge wurde verordnet, daß sich kein Mitglied des Klubs ohne die Genehmigung und die offizielle Erlaubnis seiner Kollegen tödten dürfe. Die Zahl der Selbstmorde wurde auf zwei jährlich beschränkt; sie sollten in bestimmten Zeiträumen von sechs zu sechs Monaten stattfinden, und da es wahrscheinlich schien, daß sich zu jedem unglücklichen Termin mehrere Liebhaber einstellen würden, so ordnete man an, daß jedesmal drei durch das Loos bestimmte Geschworene ein Tribunal bilden sollten, vor welchem die zum Selbstmord bestimmten Kandidaten ihre Gründe angeben, ihre Ansprüche geltend machen, ihr Leiden entwickeln sollten. Das Tribunal sollte dann über die dringende Noth aburtheilen und sein Ausspruch denjenigen bezeichnen, welchem das Recht, zu sterben, gewährt werden sollte.

Alle diese Details haben den Anschein, als ob sie ein Späßvogel erfunden, doch der Spleen-Klub war wirklich in London im vorigen Jahrhundert vorhanden.

Als der festgesetzte Tag für die erste Bewerbung erschienen war, wurde der Name der Richter aus einer Todten-Liste gezogen. Es traten sieben Kandidaten auf; einer von ihnen erzählte die Geschichte seines Spleens und seiner Leiden folgendermaßen:

„Ich heiße Sir Humphrey D..., bin fünfunddreißig Jahre alt, obschon ich vielleicht jünger scheine, aber wenn das Alter nach den Leiden gerechnet würde, könnte ich wohl sagen, daß ich über ein Jahrhundert alt und der Älteste des Menschengeschlechts bin, denn Keiner hienieden ist elender als ich. Das Schicksal, verflüchtlich im Unglück, hat, um mich zu verfolgen, einen wunderlichen und grausamen Weg eingeschlagen; denn, indem es mich mit seiner vermeintlichen Günst überhäufte, ließ es mich alle Bitterkeiten des Lebens kosten. Ich bin unter glänzenden Verhältnissen geboren, schon als Kind ward ich der Erbe eines Vermögens, dessen Einkünfte sich auf zwanzig Tausend Pfund Sterling belaufen. Ich hatte einen rechtschaffenen und geschickten Mann zum Vormund, welcher meine Güter mit Talent und Redlichkeit verwaltete und mir, als die Stunde meiner Entlassung aus der vormundschaftlichen Gewalt schlug, eine befriedigende Rechnung ablegte. Als ich zu einem reifen Alter gelangt war, gewahrte ich, daß mir Alles glückte. Auf der Universität zu Oxford machte ich, ohne mir die geringste Mühe zu geben, vortreffliche Studien. Ich brauchte nur zu wollen, um zu wissen. Wenn ich die Absicht zeigte, mich dem Studium einer Wissenschaft oder Kunst zu widmen, entwickelten sich in mir plötzlich die wunderbarsten Anlagen, und ich unterrichtete mich mit einer unglaublichen Leichtigkeit. Alles, was ich wünschte, traf ein, als ob eine magische Gewalt im Dienste meiner Wünsche gestanden hätte. Dieses merkwürdige Privilegium folgte mir in die Welt und hat sich nie verleugnet. Meine Unvorsichtigkeiten, als junger Mensch, wendeten sich immer zu meinem Vortheil; meine Thorheiten hatten Folgen, welche die Weisheit mir beneidete. Meine Fehler gereichten mir eben so sehr zu entschiedenem Nutzen als meine Tugenden; alle meine Wünsche waren eben so schnell erfüllt, als sie entstanden. Eines Abends geriet ich im Schauspiel mit einem Irlandschen Major in Streit; er war ein furchtbarer Duellist, der sich sehr häufig schlug und die traurige Gewohnheit hatte,

seine Gegner zu tödten. Der Major bewies, daß er der Beldidigte war, und hatte sonach die Wahl der Waffen; er wählte das Pistol. Ich hatte es immer vernachlässigt, mich in dieser Waffe zu üben, der Major hingegen hatte eine bewundernswürdige Geschicklichkeit darin. Meine Freunde ordneten bereits mein Leichendegängniß an, aber ich lachte über ihre Besorgnis. Das Loos entschied, wie es nicht anders konnte, daß ich zuerst schießen sollte; ich zielte kaum und ohne Geschick, der Schuß fiel, und eine Majors-Stelle in der Britischen Armee wurde vakant. Meine Kugel war in das Auge des furchtbaren Offiziers gedrungen, und ich hatte seine Dpfer gerächt. Das ist die Geschichte meines ersten Duells. Ich will nichts von meinen Erfolgen bei den Frauen sagen, Sie würden darüber schauern. Das Glück verließ mich nirgend. Im Spiel gewann ich jedesmal und erwarb dadurch ungeheure Summen; wollte ich wissen, wie weit in dieser Art mein Glück ging, so endigte ich stets damit, die Bank zu sprengen. In Epsom und Newmarket trägt jedesmal das Pferd, für welches ich parire, den Preis davon; derselbe Erfolg krönt meine ungemessenen Wetten. Da ich aber ein rechtschaffener Mann bin, so habe ich zu spielen und zu wetten aufgehört; dieselbe Rechtlichkeit hält mich vom Duell und von vertriebenen Abenteuern zurück. Auch kann mich dieses Alles nicht mehr erfreuen, oder auch nur interessieren, nirgends giebt es mehr Vergnügen für mich, denn nirgends giebt es für mich noch etwas zu wagen oder einen zweifelhaften Glückesfall. Ich habe mir diese vollständige Glückseligkeit abgewöhnt wollen, aber überall folgt sie mir. Ich fand sie in Frankreich, in Italien, in Deutschland, in Amerika wieder. Ich mochte das Schicksal versuchen, den Himmel lästern, ein Hinderniß suchen, mich kopflüder in die Gefahr stürzen, überall belauschte mich die unerbittliche Glückseligkeit. Da besiel mich der Spleen, und heute, wo ich aus dem Leben treten will, gedenke ich sicher, den Preis über meine Mitbewerber davonzutragen, denn dieses letzte Glück kann mir nicht fehlen. Auch diesmal wie immer wird mein Wunsch erfüllt werden.“

In der That fiel die Wahl des Tribunals auf Sir Humphrey, welcher mit einem bitteren Lächeln antwortete: „Ich war dessen gewiß!“ Dann dankte er den Richtern, grüßte die Versammlung, zog aus seiner Tasche ein kleines Pistol hervor und jagte sich eine Kugel durch den Kopf. Diese schnelle Manier, zu handeln, wurde der Gegenstand einiger Eebitterungen.

(Schluß folgt.)

M a n n i g f a l t i g e s .

— Französische Memoiren-Literatur. Der Verfasser der vor kurzem in Paris erschienenen *Après-dinners de Cambacérés*, Herr von Lamoignon-Langon, gehört zu den unermüdblichsten Memoiren-Schreibern in Frankreich. Er selbst ist naïv genug, in der Vorrede zu seinem neuen Werke einzugestehen, daß er, da wir einmal in einer Zeit leben, die betrogen seyn wolle, rechtlich auch das Seinige dazu beigetragen habe, sie zu betrügen. Er nimmt keinen Anstand, sich jetzt für den Verfasser der vor einigen Jahren in 14 Bänden erschienenen „Memoiren Ludwigs XVIII.“ herauszugeben von dem Herzoge von D... zu erklären. Zwar behauptet er, zu diesem Behufe die Einsicht in Papiere des verstorbenen Königs gehabt zu haben, doch glaubt ihm das kein Mensch mehr, da ja schon vor längerer Zeit dem damals noch unbekannt gewesenen Kompilator jener Memoiren nachgewiesen worden, daß er bloß einige alte Schmöker, wie das Tagebuch von Bachumont u. dgl. m., abgeschrieben habe. Nicht minder bekennt er sich als Verfasser der *Denkwürdigkeiten der Madame du Barry* und anderer bekannter Charaktere. Ja, er geht sogar so weit, es diesen Werken als Verdienst anzurechnen, daß sie nicht von den Personen selbst geschrieben worden, deren Namen sie tragen. Denn, meint er, der fremde Bearbeiter ist eben so von den Eitelkeiten als von den Rücksichten derjenigen frei, die ihre eigenen Memoiren schreiben, und kann daher viel wahrer zu Werke gehen, als sie. Der gute Herr von Lamoignon vergißt jedoch, daß es gerade diese subjektive Seite der Memoiren-Literatur ist, was sie interessant macht. Es kommt dabei nicht sowohl auf das Gewicht und die Wahrheit der Thatsachen, die beide der Geschichte angehören und nicht in einem Memoirenwerke gesucht werden, als auf deren Reflex in der Darstellung eines Zeitgenossen oder überhaupt solcher Personen an, die das Recht und die Gelegenheit haben, Memoiren zu schreiben. Maßt sich ein Späterlebender an, vergeblich in den Geist derjenigen einzudringen, deren Selbstbekenntnisse er fabrizirt, so giebt er uns keine Memoiren, sondern mehr oder weniger fade Erzählungen, wie auch in der That die von Herrn von Lamoignon geschmiedeten *Denkwürdigkeiten* das Fabelhafte sind, was man sich denken kann. Um sein nicht sehr rühmliches Verfahren zu rechtfertigen, beruft sich der Verfasser auf viele andere in der neuesten Zeit erschienene Memoiren, wie z. B. die von Robespierre, Fouché, Frau von Créqui u. A., die sämtlich das Werk einiger industriöser Spekulanten sind. Auch von Las Cases' *Mémorial de St. Hélène* behauptet er, es sey keinesweges unter Napoleon's Augen geschrieben, sondern vom Herausgeber erst nach seiner Rückkehr in Frankreich verfaßt worden. Indessen kann wohl ein Betrug den anderen schwerlich rechtfertigen. Auch ist Herr von Lamoignon weit davon entfernt, seinem Vorgänger Las Cases an Talent und Erfolg zu gleichen. Von seinen „Nachmittagen bei Cambacérés“ sagt vielmehr die *Quarterly-Review* sehr lakonisch: „Diese vier Bände kosten uns zwei Pfund Sterling — sie sind aber nicht Einen Penny werth!“